

# Der geprellte Hauptmann.

(Humoreske von Anita Eichhoff)

Alte — knid — knad — machte der Spiegel, und kaput war er!

Leutnant Hente, der dieses Malheur verschuldet, machte ein ganz entgehrtes Gesicht und starrte entsezt auf die Scherben. Wenn ein Spiegel kaput geht, so ist das ja schon an und für sich eine unangenehme Sache, aber nun gar an einem Freitag! — Aber gläubig war unser Leutnant nicht, aber daß dieses nichts Gutes zu bedeuten hatte, das war sicher! — Mühsam nahm er die Scherben auf, versuchte dieselben aneinander zu fügen, aber vergebens. — Leutnant Hente mußte heute seine Toilette ohne Spiegel beenden. Nachdem dieses, so gut wie möglich, geschehen, erinnerte er sich des Schreibens, welches ihm vorhin die Ordonnaus gebracht hatte; er nahm dasselbe zur Hand, betrachtete es miträusch von allen Seiten, ehe er es öffnete, — blidte noch einmal nach der Stelle, wo noch vor wenigen Augenblicken der Spiegel hing — um dann hastig, mit einem Seufzer, das Schreiben zu öffnen. Nach Durchlesen der ersten Zeilen fant Herr Leutnant Hente, seiner Ohnmacht nahe, in seinen Sessel; starrte wie abwesend immer wieder und wieder auf das Schreiben — aber er hatte richtig gelesen, es war keine Täuschung! — Das, was er in der Hand hielt, war Papier — und darauf stand mit schwarzer Tinte in großen leserlichen Worten geschrieben: „Leutnant Hente am 5. d. M. Nachdienst draußen in der Vorstadt.“ — Am 15. — Ahaha, unser Leutnant lachte laut auf, aber dieses Lachen war mehr ein Wuthschrei! — Am 15., da sollte ja der Ball stattfinden, den der scheidende Kommandeur der Gesellschaft der Stadt gab. Und da hoffte unser Leutnant, die Tochter des Kommandeurs, die schöne Isabella, bevor diese schied, noch einmal ungeleitet sprechen zu können — ja, womöglich ihr seine Liebe zu gestehen — sein ganzes Lebensglück hing davon ab! — Und das war am 15. — Und da sollte er Nachdienst draußen in der Vorstadt haben? — Das war direkt zum Verzweifeln!

„Aber, was sollte er thun? — Er mußte gehorchen! — Und wenn kam dann wohl wieder eine so schöne Gelegenheit, sich mit Isabella auszusprechen? — Wohl nie mehr! — Denn am andern Tage Vormittags reifen sie schon ab.“

Der Leutnant brütete in Gedanken vor sich hin: da war ja schon das Unglück über ihn heringebrochen! — Da hatte er doch recht, daß Spiegel entweid schlagen, und noch dazu an einem Freitag — Unglück bedeuten mußte!

Eine Stunde später trat Leutnant Hente im Kasino an den Stammtisch zu seinen dort versammelten Kameraden, die lebhaft über den bevorstehenden Ball debattierten, als sie seiner ansichtig wurden, sofort verflummen und ihm theilnahmsvoll die Hand schüttelten. Sie wußten schon alle, was den Leutnant betroffen hatte, und jedem that er leid; denn er war der lebenswürdigste Kamerad, den man sich denken konnte. Immer hilfbereit, immer lustig und guter Dinge. Und nun sollte er am 15., zu diesem schönen Ball, nicht in ihrer Mitte weilen? Leutnant Hente wuntte mit der Hand, sie möchten nur ruhig weiterreden, denn wenn er schon nicht den Ball mitmachen könne, so wolle er wenigstens so viel wie möglich darüber sprechen hören.

Auf dem Nachhauseweg trat Leutnant Hente, sein bester Freund, zu ihm und fragte, ob es ihm angenehm sei, wenn er ihn noch eine Strede begleiten würde. „Selbstverständlich“, antwortete Leutnant Hente. Und so schritten sie erst eine geraume Zeit still nebeneinander her.

„Blöthlich sagte Leutnant Bern: „Kamerad, haben Sie denn schon darüber nachgedacht, ob Sie auch wirklich an der Reihe sind? Mir ist so, als ob Leutnant Trimmer am 15. Dienst hat, und Sie erst acht Tage später.“ — Wenn dem so ist, haben Sie das niemand anders zu verbanden als Hauptmann von Rahlhaupt. Sie haben das vielleicht nicht so beobachtet, aber wir Kameraden haben's wohl bemerkt, daß der Hauptmann sich für Isabella interessiert und alle Hebel in Bewegung setzt, sie baldmöglichst die Seine nennen zu dürfen! — Da hat er wohl nun in Ihnen einen gefährlichen Nebenbuhler erkannt und die Sache so arrangirt, daß Sie nicht auf dem Ball erscheinen können, damit er freies Spiel hat! — Man kann ja nichts Bestimmtes sagen, aber uns allen scheint so etwas!“

Leutnant Hente knirschte mit den Zähnen vor Wuth. „Aber“, sagte er, „was läßt sich dabei machen? — Ich muß den Nachdienst antreten und werde mich, so gut es geht, in's Unvermeidliche fänden!“

Der 15. kam heran, es war sehr kalt und unfreundliches Wetter. Unser Leutnant schickte seinen Burfchen mit einem prachtvollen Strauß Rosen zu Fräulein Isabella, ließ sich auf's beste empfehlen und theilte ihr in einem kleinen Briefchen sein Mißgeschick mit. Isabella nahm die Rosen in Empfang, ließ sich herzlich bedanken und steckte ihr Näschen tief in's Bouquet, damit niemand die Tränen sah, die verflohen in ihren Augen glänzten.

Bald darauf nahm der Ball, welcher großartig arrangirt war, seinen Anfang. Der Saal füllte sich mit vornehmen Gästen, und bald herrschte eine überaus fröhliche Stimmung. Der Hauptmann von Rahlhaupt als „Fest-

ordner“ hatte so Gelegenheit, sich Fräulein Isabella als „großes Licht“ zu präsentieren; er hatte wirklich seine Aufgabe großartig gelöst. Aber Isabella war nicht in der Stimmung, auch nur etwas dem reizenden Arrangement zu sehen. Ihre Gedanken weiltten fortwährend bei Leutnant Hente, und als Hauptmann von Rahlhaupt sich ihr näherte und bescheiden fragte, von wem der herrliche Rosenstruß sei, da antwortete Isabella ziemlich kurz: „Von dem, den ich hier sehr vermisse!“ — Sprach's, wandte sich um und ließ den Herrn Hauptmann ganz verblüht stehen. Mergelich, mit trüblichen Gedanken beschäftigt, ging dieser in's Herrenzimmer, zündete sich eine „Habana“ an und dachte über das Problem nach: „Was ist eigentlich Liebe?“

Unterdessen hatte es sich Leutnant Hente in der Wachtstube so bequem wie möglich gemacht. Er hatte sich Thee kochen lassen, dann ein gutes Buch zum Lesen vorgelesen, aber alles half nichts — seine Gedanken weiltten nur bei Isabella. Wenn er sich ausmalte, daß sie jetzt vielleicht am Arme eines anderen tanzte, womöglich mit dem Hauptmann, dann hätte er mit dem besten Willen aufhören können, aber das ließ er sich nicht an. Er mußte bleiben. Er warf sich auf's Sofa, wenn man das harte Ding so nennen konnte, und verjuchte zu schlafen, aber auch das wollte nicht gehen. — Es war also so unbequem, aber hier draußen auf Nachdienst war strengere Ordr gegeben, da durften weder Mannschaften, noch Offiziere ohne Ausnahme nicht ein Stück von ihrer Uniform ablegen; sie mußten alle in voller Uniform sofort bereit sein, wenn inspiziert wurde.

Das wußte der Herr Leutnant sehr genau und hätte auch unter anderen Verhältnissen nie gewagt, auch nur ein Haar breit von der Vorschrift abzuweichen, aber heute, wo er wußte, daß alle Vorgesetzten und Offiziere, die nicht Dienst hatten, beim Kommandeur waren, heute konnte er sich wohl schon mal eine kleine Lebertretung der Gesehe erlauben, da brauchte er nicht zu fürchten, daß Inspektion kam.

Und so rief er denn seinen Unteroffizier und schärfte ihm ein, ja auf der Hut zu sein. Er wollte sich ein wenig hinlegen und schlafen. Der Unteroffizier versprach recht aufmerkjam zu sein — und jetzt machte es sich unser Herr Leutnant bequem, zog Stiefel und Waffentrod aus, bedeckte sich mit seinem Mantel zu, und bald verländeten tiefe, regelmäßige Athemzüge, daß Morpheus ihn gnädig in seinen Armen aufgenommen hatte.

Wie lange er geschlafen, das wußte er nicht mehr zu sagen, als plötzlich laut dicht neben ihm die Stimme des Unteroffiziers ertönte: Herr Leutnant! — Herr Leutnant!!! — Bitte, wachen Sie auf, der Herr Hauptmann von Rahlhaupt wird gleich hier sein! — Herr Leutnant schnell, schnell!

Leutnant Hente rieb sich die Augen und blidte ganz verwundert um sich. — In diesem Augenblick wurde vorn festig die Klingel gezogen, man hörte sofort den Wachthabenden fragen: Wer da? — „Hauptmann von Rahlhaupt!“ war die Antwort. „Zu Befehl!“ tönte es von innen zurück, und eilig würde der Riegel zurückgeschoben.

Leutnant Hente überblidte sofort die Situation. Mit einem Sprunge war er auf und schlüpfte in seinen Mantel; da hörte er auch schon die Stimme des Hauptmanns nach ihm fragen. Er hatte keine Zeit mehr, sich die Stiefel anzuziehen, er mußte sofort aus dem Hofe erscheinen! — Es konnte ihn nur noch die dort herrschende Dunkelheit retten. — Im nächsten Augenblick stand er in Diensthaltung vor dem gefreuten Hauptmann, welcher ganz gemächlich, aber genau inspizierte. Unserm Leutnant wurden Minuten zu Stunden.

Endlich sagte der Hauptmann: „Sie erlauben, Herr Leutnant, daß ich einen Augenblick zu Ihnen in's Zimmer trete, ich möchte mich ein klein wenig erwärmen, es ist bitter kalt draußen!“

Leutnant Hente stand vor Schreck fast das Herz still. Hatte der Hauptmann bis jetzt noch nichts bemerkt, so mußte er es sicher drinnen im hellen Zimmer sofort sehen, daß er keine Stiege anhatte — und sein Waffentrod lag auch auf dem Stuhl — er war auf alle Fälle verloren — und ergeben trat er zur Seite.

Hauptmann v. Rahlhaupt ließ seine Blicke im Zimmer umhersichweifen und hatte sogleich gesehen, was unser Leutnant befürchtete; aber er verrieth es durch keinen Blick, durch keine Miene. Er zündete sich gemächlich eine Cigarette an, drehte sich dann langsam zu Hente und sah ihn fest dabei an, indem er sagte: „Herr Leutnant, ich habe mir die Sache anders überlegt, hier wird wohl nichts passiren — und warum sollten Sie sich nicht noch einige Stunden auf dem Ball amüßren! — Wenn es Ihnen also beliebt, können wir sofort aufbrechen, die Verantwortung übernehme ich!“

Jetzt erkannte Leutnant Hente in dem Hauptmann seinen ärgsten Feind! Aber es half kein Widerstreben, keine Geringert, er mußte mit.

Und so trotteten denn die beiden hinaus in die kalte, mondhele Winternacht — der Hauptmann zu Pferde, und unser Leutnant auf Soden. — Der Hauptmann konnte si seines schadenfrohen Lächelns nicht erwehren, als er daran dachte, daß Isabella wohl sagen würde, wenn ihr Ideal in Soden und ohne Waffentrod vor ihr stehe! — Und

dem Leutnant Hente wurde ganz elend zu Muth, wenn er sich vorstellte, daß er in wenigen Minuten vor seiner Angetreten in diesem Aufzuge erscheinen sollte.

Endlich, nach einiger Zeit, die dem Leutnant eine Ewigkeit dauerte — denn seine Füße schmerzten vor Kälte — waren sie an der Villa des Kommandeurs angelangt. Heller Lichtschein erglänzte und lieblich Walzermelodien tönten unferen beiden nächtlichen Wanderern entgegen.

Der Hauptmann warf die Zügel einem sofort herbeieilenden Soldaten zu und betrat mit seinem Opfer das festlich erleuchtete und geschmückte Vestibül.

„Bitte, treten Sie näher, Herr Leutnant,“ sagte er ironisch, indem er die Thür zur Garderobe öffnete. „Tangen Sie recht viel, und ich wünsche Ihnen viel Vergnügen! — Fräulein Isabella erwartet Sie schon sehr süchtig!“

„Nicht eher werde ich die Räume betreten, bis mir der Herr Hauptmann vom Herrn Kommandeur die Bescheinigung bringt, daß ich vom Dienst dispensirt bin,“ versetzte Leutnant Hente.

„Auch dieses, mein lieber Freund, sollen Sie haben, erwarten Sie mich hier.“

Raum war der Hauptmann verschwunden, als der Leutnant die Saalthür aufstieß, den zunächststehenden am Arm nahm und ihn dringend bat, doch so schnell wie möglich herauszukommen. Zum Glück war es Herr Leutnant Bern, der sofort verstand, um was es sich handelte, und die bettliche Situation überhaupte, in der sich sein Kamerad befand, als dieser seinen Mantel aufstöpfte. Schneller als es gedacht, entledigte er sich seines Waffentrodes und seiner tadellosen Lauffieße und half Leutnant Hente, der fast von derselben Figur war, wie er, in beides hinein. Raum war er damit fertig, und er hatte noch gerade Zeit, sich hinter der Garderobe zu verstecken, als die Saal- und Entreehür geöffnet wurden. In der ersten erschien Isabella in entzündeter Toilette, die ihre Anmuth erst recht zur Geltung brachte, umringt von mehreren seiner Kameraden. Unter diesen Hauptmann von Rahlhaupt mit der Bescheinigung vom Kommandeur.

„Hier, mein lieber Leutnant, haben Sie das Gewünschte, und viel Vergnügen!“

„Tausend Dank, Herr Hauptmann, diesen Liebesdienst werde ich Ihnen nicht vergessen!“

Damit schlug er seinen Mantel zurück und stand in tadelloser Uniform vor dem höchst erstaunten Hauptmann, dessen Gesicht vor Wuth und Aerger in allen Regenbogenfarben schillerte.

Isabella trat sofort zu Leutnant Hente, begrüßte ihn lebhaft und gab unterdohlenen ihrer Freude über sein Erscheinen Ausdruck. Dann wandte sie sich zu Herrn von Rahlhaupt, reichte ihm die Hand, indem sie ihn mit ihrem süßesten Lächeln anblidte und sagte: „Sie sind doch besser, als ich anfangs glaubte, herzlichen Dank!“

Im Saal ertönte jetzt rauschende Musik, und schelmisch hat Isabella Herrn Leutnant Hente, sie zur Quartrille zu führen.

Nachdem Herr Leutnant Bern, der sich so großmüthig für seinen Kameraden geopfert, aus seinem unsterwilligen Berst befreit war, blidte die ganze Gesellschaft noch sehr lange und gemüthlich beisammen.

Dies kleine Intermezzo gab Herr Leutnant Hente erst nach seinem Hochzeitsgast mit Isabella seinen Freunden zum Besten.

Es wurde herzlich gelacht darüber, aber wohl nicht einer war unter ihnen, der dem Hauptmann die kleine Niederlage nicht gegönnt hätte. Es war nur gut, daß dieser durch seine Abwesenheit glänzte; denn er hatte sich bald nach der kleinen Begebenheit verziehen lassen, und so konnte man ja ungenirt auf Kosten des Herrn Hauptmanns lachen.

## Heimgesahl!

In Antwerpen ist ein bekannter flämischer Schriftsteller, Jules de Geuter, der Direktor des dortigen Leihhauses war, gestorben. Von ihm wurde in einem flämischen Blatte eine sehr dröllige Anekdote erzählt: „Ein Bohemien, der ihn kannte, anhängliche zu einer Zeit, in der alle anhänglichen Leute sonst schlafen, an das Leihhaus und weckte den Direktor aus dem besten Schlummer. Geuter erschien am Apparat und rief: „Hier Geuter! Was wünschen Sie?“ — „Ich möchte wissen, wie spät es ist.“ — „Donnerwetter, mein Herr, statt mich zu wecken, hätten Sie Ihre Uhr ansehen sollen.“ — „Unmöglich, sie ist — bei Ihnen.“ Geuter sagte kein Wort weiter, sondern hängt einfach den Hörer an. Aber er kannte die Lebensgewohnheiten des lustigen Brubers, der erst bei Tagesanbruch das Bett aufschloß. Am nächsten Morgen telephonirte er also an das Hotel, in dem der Ruheföhrer schlief, und als dieser am Apparat erschien, rief Geuter: „Mein Herr, Sie haben mich gefragt, wie spät es ist. Es ist acht Uhr Morgens!“

## Schwere Arbeit.

Kentier (den Straßenarbeitern zusehend): „Da machen die Kerls schon Feterabend, und ich hab' noch nicht die Hälfte von meinen Coupons abgeschrieben!“

# Die Sklavin.

Von Heinz Kovats.

„Ranu, Elisabeth, Sie sind wieder hier?“ Sie wurde ein klein wenig roth, während sie mir das Theebrett hinhielt, von dem ich mir eine Tasse nahm.

„Ja, ich konnte es nicht aushalten ohne die gnädige Frau und ohne die Kinder.“

„Ich sah ihr nach, bis sie das Zimmer wieder verlassen hatte. Dann sah ich ebenso erstaunt die Frau des Hauses an, die gleichfalls ein wenig verlegen war und lächelte. Dann endlich fragte ich: „Ja, wie ist denn das möglich. Die Elisabeth ist wieder bei Ihnen? Hat sie denn all ihr vieles Geld verloren, oder...“

„Nein!“

„Aber sie hatte doch ein Vermögen gewonnen, in irgend einer Lotterie.“

„Ja, ganze Sechzigtausend Mart.“

„Und das alles hat sie durchgebracht auf ihre alten Tage?“

„Keineswegs.“

„Es ist ihr abgeschwindelt?“

„Gott bewahre.“

„Ja, was ist denn nur?“

„Elisabeth hat ihre Sechzigtausend so sicher wie Sie Ihr Geld haben, als erste Hypothek angelegt.“

„Aber... ja, wieso ist sie denn wieder bei Ihnen?“

„Ja, sie ist eben wieder gekommen und hat sich wieder vermietet, ganz wie früher.“

„Ach wo!“

„Ja doch.“

„Sie haben ein Mädchen, das sechzigtausend Mart im Vermögen hat, genau wie früher, nur noch fleißiger und lauberer, wenn das überhaupt möglich ist.“

„Aber sie war doch von Ihnen weg?“

„Gewiß, über ein Jahr.“

„Und ist wiedergekommen, ganz von selbst wieder zu Ihnen gekommen?“

„Freilich.“

„Das verstehe ich nicht, das müssen Sie mir erklären.“

„Ich hab's auch nicht gleich verstanden. Als sie vor einem Jahre den Glückstreff machte, begriff sie es zuerst gar nicht. Mein Mann hat ihr das Geld sofort angelegt, aber sie hielt den Monat noch getreulich bei uns aus. Als es ihr aufging, daß sie in jedem Monat ihre 200 Mart zu verzeihen hatte, da hätten Sie die Freude sehen müssen, gelacht und geweint hat sie all die Tage. An die zwanzig Jahre war sie in Stellung gewesen, vom sechzehnten Jahre an, bald als Köchin, bald als Kinder- oder Hausmädchen, bis sie zuletzt schon seit fünf Jahren bei uns eine bessere Stellung gefunden hatte, aber für zwei arbeitete. Nun brauchte sie nicht mehr zu arbeiten. Nun hatte das Gehörchen aufgehört und das Befehlen kam jetzt dran. Ausruhen konnte sie sich und die Daumen drehen und den lieben langen Tag mit Nichtsthun hinbringen, sich erholen und für sich leben, nach zwanzig Jahren langer Sklavensarbeit. Das sagte sie zwar nicht; Sklavensarbeit, aber sie dachte es gewiß, wenn sie das Wort Arbeit aussprach.“

Wir, den Kindern und der Köchin erzählte sie in den letzten Tagen von nichts anderem, als wie sie sich ihr Leben nun einrichten wollte. In Steigly hatte sie Verwandte, dahin wollte sie ziehen, um sich in deren Nähe eine kleine Wohnung zu nehmen, womöglich mit einem Stüchchen Garten. Wir fragten, ob sie nicht daran denke, zu herathen. Ne, das fiel ihr nicht ein; vor allem nicht jetzt, wo sie das viele Geld hatte. Einmal war sie schon hineingefallen, und ein gewissloser Kerl hatte sie um all ihr Ersparthe gebracht; zum zweiten Male sollte ihr das nicht wieder passiren. Sie wollte jetzt was von ihrem Leben haben.

Und so versieh sie uns dann eines Tages. Ein herzlicher Abschied mit vielen Thränen ihrerseits und Bitten und Versprechen, sich oft bei uns sehen zu lassen.

Nach acht Tagen kam sie zum ersten Male. Ach, sie hatte so viel zu thun, hatte nahe bei ihren Verwandten zwei Zimmer und Küche gefunden, auch war eine kleine Veranda dabei, die auf ein Stüd Garten führte, und nun hieß es, das alles insandt zu sehen. Sie hatte aus der Sparrasse geholt, was sie für die erste Einrichtung brauchte. Es kostete zwar alles Geld und wieder Geld, aber sie konnte sich leisten.

Eines Tages kam sie und bat, und die Kinder jubelten bei dem Gedanken, wir möchten ihr doch alle Ehre erweisen, uns ihre Wohnung anzusehen und eine Tasse Kaffee bei ihr trinten.

Dazu bedurfte es wahrlich keiner Bitten. Wir kamen dann auch hin, und so etwas Bildhauers habe ich selten gesehen, eine so nette, kleine Behausung und Elisabeth glückselig, und sein angezogen. Ansehnlich war sie immer gewesen, stets propper und nett, daß man seine Freude hatte. Sie war selig.

Dann kam der Winter. Sie kam öfters in die Stadt und sah sich nach den Kindern um. Die Kinder gingen zu ihr hinaus, aber den glücklichen Eindruck machte Elisabeth bald nicht mehr. Sie war immer freundlich und flink gewesen, hatte einem das Wort vom Munde abgelesen und führte oft schon aus, woran man im Augenblick erst gedacht hatte. Jetzt wurde sie ein bißchen mürrisch und machte keinen sonderlich zufriedenen Eindruck.

Eines Tages kam sie damit heraus, daß sie sich langweile. Es war ihr

schrecklich einsam zumuthe. Die Verwandten wollten nur immer was von ihr haben, so daß sie schon gar nicht mehr mit ihnen zusammenkommen konnte.

Sie wußte nicht, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollte. Anfangs hatte sie ein kleines Mädchen gehabt zur Bedienung, aber dann hatte sie es bald wieder abgeschafft. Sie machte ihr doch nichts recht, und sie mußte immer selbst hinterher sein und schelten. Vor allem blieb ihr dann nichts zu thun übrig. Nun arbeitete sie wieder allein, aber sie hatte keine rechte Lust daran. (Es wurde eigentlich bei ihr nie etwas recht schmunzig, so daß es sich kaum lohnte, rein zu machen; es machte ihr keinen Spaß. Sie überlegte immer erst lange, was sie thun, und ob sie überhaupt etwas thun sollte.

Essen kochen? ... für sich so allein, das war eigentlich Unsinn. Bei ihren Verwandten und im Restaurant schmeckte es ihr nicht. So ließ sie es meistens ganz und begnügte sich mit Kaffee und ein paar Stullen dazu. Das war ihr Mittag.

Früher hatte sie um sechs Uhr früh schon gewußt, was sie heute zu thun hatte. Wenn sie jetzt um sechs aufstund, wußte sie um acht vor Langeweile nichts anderes, als die Hände in den Schoß zu legen. Sie war so gewohnt, daß ihr gefagt wurde, was sie zu thun hatte, zwanzig Jahre lang hatte sie den Willen der anderen gethan, daß sie jetzt keinen eigenen mehr hatte. Niemand war da, der sie lobte oder tadelte, für sie selbst war ihr alles gleichgültig, sie konnte es thun oder auch lassen, bis sie es gehen ließ, und den Entschluß nicht fassen konnte, sich zu irgend einer Arbeit aufzuraffen. Sie blieb des Morgens im Bette, sah dem langen leeren Tag mit seiner Einsamkeit entgegen und graute sich. Sie hatte keine Lust aufzustehen, während sonst das Klopfen des Wäderjungen oder Bolles sie mit einem Satz aus ihrem Wädelbett trieb, und hastig einen Untertod überzuwerfen und die Thür zu öffnen.

Jede Minute war eingetheilt gewesen, jeder Tag brachte seine besonderen Aufgaben. Und die Kinder liebten sie gar nicht zur Ruhe kommen, daß sie manchmal nicht wußte, wo ihr der Kopf stand. Jetzt vernachlässigte sie sich, raffte sich nur auf, wenn sie wußte, daß jemand von uns zu ihr kam, oder wenn sie sich auf den Weg zu uns machte. Bei uns in der allgewohnten Umgebung vergaß sie dann alles und fühlte sich so sicher, daß sie nie etwas sagte. Dehhalb erfuhr ich auch erst spät, wie es um sie stand. Und dann war es fast zu spät.

Sie war ganz krank geworden, es schmeckte ihr nicht, sie war ganz melancholisch, schlief nicht mehr und fürchtete sich in ihrer einsamen Wohnung. Sie glaubte sich von Räubern und Wörbern verfolgt und war in einem solchen Zustand der Haltlosigkeit, daß sie alle Lust am Leben verloren hatte und das unglückselige Geld vermüthlichte, das ihr ein Zufall geschenkt hatte.

Sie sehnte sich nach dem alten gesunden Schlaf zurück, nach ihrer Arbeit, den von vorgeschriebenem Thun erfüllten Tagen, nach ihrem gefunden Appetit, den sie einst besaßen, der guten Laune und vor allem dem freien Umgang und Beisammensein mit anderen Menschen.

Ganz gebrochen kam sie eines Tages zu mir, im Zustand völliger Willenlosigkeit. Keinerlei bestimmte Absicht führte sie zu mir. Erst während sie mir alles erzählte, kam ihr der Gedanke, wie viel besser sie es früher doch gehabt hatte, wie sie sich zurücksehnte, daß irgend wer ihr vorschrieb, was sie thun sollte, daß sie wieder gelenkt wurde und nicht allein die schwere Verantwortung auf sich zu nehmen brauchte, was sie mit der Endlosigkeit eines jeden neuen Tages anfangen sollte.

Trotz aller meiner Bedenken hat sie so lange, bis ich einwilligte, daß sie wieder zu uns kam. Zufällig ließ es sich einrichten, und schon nach acht Tagen zog sie wieder zu uns, zur Probe, nur weil ich ihr helfen wollte, sich aus ihrem Zustande völliger Trübseligkeit aufzuraffen.

Nach kaum drei Tagen war sie fest entschlossen: sie ging nicht wieder zurück in ihre Rentierherlichkeit. Nein, das war nichts für sie. Sie wollte bleiben, wohin sie gehörte, bei uns und den Kindern, solange wir sie nur behalten wollten.

Ich hatte noch immer meine schweren Bedenken, aber sie sind bald zerstreut. Elisabeth hat ihre schöne Einrichtung längst verkauft, dafür schläft sie gut, hat ihren gefunden Appetit und ihre frohe Laune wieder gefunden, ist froh, daß sie aufs Neue weiß, wozu sie auf der Welt ist. Sie arbeitet wie ein Pferd und mit einer Lust, daß es eine Freude ist. Sie ist eben nicht zur Rentnerin geboren und zu alt, um noch umzulernen. Ein ganz anderer Mensch sieht vor einem, die alte Elisabeth, wie wir sie alle gekannt haben. Als sie eine schreckliche Last von ihr genommen, die Verantwortung, selber etwas zu wollen, allein einen Entschluß zu fassen. Mechanisch jeden Tag arbeitet sie, was ihr befohlen wird, vor jedem Neuen flucht sie wie früher und holt sich erst Rath. So kommt es, daß wir ein Mädchen im Dienst haben, das eine recht ansehnliche Kapitalsistin ist, das im Jahre nahezu dreitausend Mart zu verzehren hat und doch froh ist, daß sie alle Hausarbeiten machen kann und

zu ihrer Rente sich monatlich ihre paar Mart hinzuerdienen darf, indem sie von Morgens früh bis Abends spät sich für uns andere in selbstgewählter Sklaverei abradert.

## Das lasterhafte Schaf.

In einer Weinsteine in Edgeware Road in London haust ein schwarzes Schaf, das im wahren Sinne des Wortes als „schwarzes Schaf“ bezeichnet zu werden verdient. Dieses Schaf heißt Rigger (Rigger) und ist ungewöhnlich groß und von unbekanntem Alter. „Rigger“ hat dem reinen Vegetarianismus entsagt und ist ein lebensschafflicher Fleischstesser geworden. Am besten munden ihm Schöpfentoteletts und Beefsteaks, aber in Ermangelung dieser Gerichte nimmt „Rigger“ auch mit anderen Braten vorlieb, vorausgesetzt, daß sie gut und schmackhaft zubereitet sind. Rohes Fleisch berührt er niemals. Die Vorliebe für Fleischstoft wäre noch nicht so schlimm — aber man denke und staune — „Rigger“ ist Alkoholiker und noch dazu in sehr bedeutlichem Grade. Er ist auch gar nicht wählerisch, sondern trinkt mit gleicher Gier Bier, Schnaps oder Wein, so viel er nur bekommen kann. „Rigger“ ist übrigens ein nicht zu verachtender Kenner eines guten Tropfens und zieht ein Gläschen Champagner jedem anderen Getränke vor. Das interessante Schaf ist in seinem Benehmen sehr ungenirt, manchmal geradezu grob. Verspürt es Luft, in der Schenke seines Herrn einen tüchtigen Schluß zu thun, so bahnt es sich rücksichtslos seinen Weg durch die umherlebenden Gäste, bis es zum Schantische gelangt, stellt sich dann auf die Hinterbeine, posirt die vorderen energisch auf die Platte des Schantisches und blidt so lange mit so viel Nachdruck, daß es möglichst schnell bedient wird. Erhält das Schaf ein Glas Whisky, so schlürft es das Getränk gierig aus und trift dann mit sichtlichem Behagen etliche Maßmaße Caffee. Wenn einer der Gäste dem Schafe ein Zigarettenetui hinreicht, so ist das Thier hoch erfreut, doch glaube nur Niemand, daß „Rigger“ etwa raucht, nein, er frißt die Zigaretten, mitunter gleich ein halbes Duzend auf einen Sitz. Mr. Mumstead, der Schantwirth, protestirt auf das energischste dagegen, daß „Riggers“ Charakter bei ihm so verborgen wurde, und behauptet, daß das Schaf, als er es vor einem Jahre einem Fleischhauer abkaufte, schon mit all den schlechten Eigenschaften behaftet gewesen sei. Das lasterhafte Schaf ist seinem jetzigen Besitzer sehr ungethan und folgt ihm auf Schritt und Tritt im ganzen Hause wie ein treuer Hund.

## Die große Uhr von Ulm.

Die astronomische Rathshausuhr in Ulm, die zu den komplizirtesten und schönsten Uhrwerken der Erde gehört und im Jahre 1580 von dem berühmten Straßburger Meister Isaak Habrecht verfertigt worden war, ist wiederhergestellt worden. Die Restaurierung ist ein Werk des Ulmer Thurmuhenfabrikanten Hörz, der die mächtige Uhr in ihrem äußeren Glanze wieder erleschen ließ und zugleich das Gangwerk mit seinen staunenwerth reichen astronomischen Beziehungen in Zifferblättern, von denen das große wieder eine ganze Reihe von Ringen aufweist, ist die mitteleuropäische und die mittlere Drtszeit abzulesen. Ferner werden der Umlauf des Tierkreisringes, die Bewegung der Sonne, die verschiedene Dauer der Monate, Sonnenauf- und -Untergang, Sonnen- und Mondfinsternisse und zahlreiche andere sibirische und astronomische Erscheinungen angezeigt.

## Medlenburgisches.

Im Medlenburger Lande besteht noch mancher alte Brauch, der in die Gegenwart nicht mehr hineinpaßt, aber trotzdem noch sorgfältig eingehalten wird. In Wismar beziehen z. B. Rathsherren und andere städtische Angestellte neben ihrem Gehalt verschiedene Naturaleinkünfte. Bei der dortigen Stadtkammer erhält jedes Rathsmittglied von dem zu Wismar gehörigen Erbpachtguts Dammhusen jährlich zwei lebende fette Gänse und von den drei bäuerlichen Erbpächtern zu Bor-Wendorf, einem anderen wismarischen Gute, einen Hasen. Das Wismarer „Wäderamt“, die Wäderzeit, muß am Charfreitag den Kammerherren sowohl wie den Provinzialen, Deputirten und dem Sekretär der Kammerlei sogenannte Reihenfemmeln und außerdem zu Weihnachten den Röhren der Kammerlei Arringel und Kuchen liefern. Weiterhin empfangen die sog. „Lebungen“ auf Grund noch bestehender Stiftungen Reihenfemmeln, Stollen, Holz und Wein für ihre Beamten. Der Bürocrasschuh in Wismar wollte diese Prände, die sich ja längst überlebt haben, abschaffen und wünschte die Umwandlung dieser Naturaleinkünfte in Geldzahlungen, die in die Stadtkasse fließen sollten. Der Stadtrath hat dies aber, wie die „Aöln. Itz.“ mittheilt, abgelehnt, da die Beibehaltung ihre Zustimmung nicht gegeben haben.

Wenn ein reicher Mann die Ueberzeugung gewinnt, daß der Reichthum ein Fluch ist, dann braucht er nicht lange nach der Abhilfe zu suchen; einem armen Mann dagegen, der den Fluch der Armuth erkennt, fällt es schwer, sein Schicksal zu wenden.